

ANNIKA BRYN
Tatmotiv: unbekannt

Buch

Als die Justizministerin Karin Landberg am Morgen in ihr Büro kommt, macht sie eine schreckliche Entdeckung: Ihre Stellvertreterin, die aus Guatemala stammende Maya-Indianerin Beatrice Chiquin, liegt mit einer stark blutenden Kopfwunde und schwachem Puls in ihrem Schlafrum. Wer konnte trotz der hohen Sicherheitsvorkehrungen in das Ministerium eindringen? Wer kommt als Täter in Frage? Was könnte das Motiv sein? Die Polizei ermittelt in alle Richtungen, Beatrices guatemaltekischer Exmann steht genauso unter Verdacht wie ihr schwedischer Ehemann, ihr Sohn Paolo und ihr homosexueller Kollege Anders Kjellbo. Oder ist es doch jemand ganz anderes?

Kriminalkommissarin Margareta Davidsson, die vor kurzem einen Fall im nationalistischen Milieu erfolgreich abgeschlossen hat, leitet die Ermittlungen. Doch erst als sie in Karins engerem Umfeld Nachforschungen anstellt, entdeckt sie Erstaunliches – und eine heiße Spur, durch die auch ihr eigenes Leben in Gefahr gerät...

Autorin

Annika Bryn wuchs als Kind einer Schwedin und eines Norwegers in Schweden auf. Bereits im Alter von neun Jahren entdeckte sie ihr Talent zum Schreiben. Besonders gerne beschäftigt sich die Theaterwissenschaftlerin und Soziologin in ihren Büchern mit psychologischen Charakterstudien, in denen sie dem menschlichen Verhalten auf den Grund geht. Annika Bryn lebt und arbeitet als freie Journalistin in Stockholm.

Von Annika Bryn bereits erschienen:

Die sechste Nacht (36233)

Annika Bryn

Tatmotiv:
unbekannt

Roman

Aus dem Schwedischen
von Friederike Buchinger

blanvalet

Die schwedische Originalausgabe erschien
2005 unter dem Titel
»Brottsplats Rosenbad«
bei B. Wahlströms Bokförlag AB.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2006
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © by Annika Bryn 2005

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2006 by Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by agreement with Bengt Nordin Agency,
Sweden and Agentur Literatur, Berlin.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Wolf Huber, München

Redaktion: Nike Karen Müller

ES · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-36234-2

ISBN-13: 978-3-442-36234-9

www.blanvalet-verlag.de

Für meine geliebten Kinder
Ulf und Peter

Vor dreißig Jahren

Zuerst bemerkte er den Geruch. Rauchgeruch.

Die ersten Sekunden registrierte er das nicht, denn er konzentrierte sich ganz auf sein Training. Vor ein paar Wochen war er fünfzehn geworden, und sein Körper hatte begonnen, sich von dem eines Jungen in den eines Mannes zu verwandeln. Von Hilflosigkeit zu Selbstbestimmung. Er hatte mit einem Eifer zu trainieren begonnen, von dem er nicht gewusst hatte, dass er ihn in sich trug – er joggte, stemmte Gewichte, machte Liegestütze.

Es war Sommer. Die Sonne schien durch die Bäume auf die Wiese vor dem Haus. Die Erwachsenen waren in die Stadt gefahren. Er und sein Bruder waren allein. Er stand in Shorts vor dem offenen Fenster und stemmte seine Hanteln. Seine Armmuskeln schmerzten, aber er ignorierte den Schmerz und machte verbissen weiter.

Der Rauch schwebte in feinen Schlingen durch das Fenster. Als er ihn bemerkte und Panik in ihm aufstieg, ertönte der Schrei. Ein schriller, gellender, furchterregender Schrei.

Er raste durch das Haus, die Hanteln noch immer in der Hand, auf die Auffahrt. Der Schrei hielt an. Er kam aus dem Waldstück hinter dem Nebengebäude.

Er rannte an gepflegten Beeten und Obstbäumen vorbei in den Wald hinein.

Hier zwischen den Bäumen war es kühler. Der Boden war noch mit dem Laub des Vorjahres bedeckt. Der Rauch

mischte sich mit dem erdigen Geruch des trockenen Bodens.

Vor ihm stand sein Bruder, grinsend. Zu seinen Füßen lag ein kleiner, schwarzer, halb verbrannter Körper. Er zuckte noch. Im Tageslicht waren die Flammen kaum zu sehen.

Der Schock traf ihn wie ein Hammerschlag. Er sprang neben die brennende Ratte, schlug mit der Hantel, trat mit den Füßen nach ihr, um sie von ihrem furchtbaren Schmerz zu erlösen. Es dauerte etwa fünf Sekunden, das Tier zu töten, aber ihm kamen sie wie fünf Stunden vor.

Als es endlich vorbei war, rührte sich die verbrannte Ratte nicht mehr. Ihr Anblick war abscheulich. Er selbst hatte sich an den nackten Armen und Beinen verbrannt, aber er spürte davon nichts. Er ließ die rußige Hantel fallen, an der nun Blut und Haare von der Ratte klebten, und starrte seinen drei Jahre älteren Bruder an. Er hatte sich an einen Baumstamm gelehnt, die Hände in den Taschen seiner Jeans vergraben, und lächelte überlegen. Befriedigt.

Er stürzte sich auf ihn. Schlag, schrie, versuchte ihn zu Boden zu werfen. Der Bruder lachte über seine verzweifelte Wut. Ein paar Sekunden verstrichen, ehe er sich zu verteidigen begann.

Es endete damit, dass er selbst am Boden lag. Tränen liefen seine Wangen herunter. Sein Bruder saß mit seinem ganzen Gewicht auf seinem Bauch und hielt seine Arme fest. Jetzt hatte er aufgehört zu lachen, und seine sonst so trügerisch freundlichen Augen funkelten gereizt und gefährlich. Dann spürte er die Ohrfeige. Mehrere.

»Kein Wort über das hier, du kleiner Scheißer. Verstanden?«

Er weigerte sich aufzugeben. Er war zu geschockt und wütend, um Angst zu haben.

»Ich sollte dich im Schlaf erschlagen, du gemeiner Hund!«, zischte er.

Der Bruder lachte. Er packte sein Kinn und drückte seinen Kopf nach hinten.

»Du bist ein großmäuliger, kleiner Haufen Scheiße. Was zum Teufel kümmert dich eine Ratte? Jeden Tag isst du Tiere. Trägst Schuhe aus Tierleder. Wehe, du kannst deine Klappe nicht halten. Es würde dir sowieso niemand glauben, keiner hier kann dich leiden. Hast du mich verstanden?«

Er wusste, dass das die Wahrheit war. Der Kadaver würde im See landen, und niemand würde ihm glauben. Er konnte nur sich selbst vertrauen.

Er befreite sich aus dem Griff seines Bruders, stand auf und zog die Nase hoch. Der Wald um sie herum war still. Kein Vogel war zu hören. Der nächste Nachbar wohnte mehrere Kilometer entfernt.

Es war halb drei Uhr nachmittags. Bis die Erwachsenen zurückkamen, dauerte es noch Stunden, und ein Lebewesen war gerade einen Tod voller Angst und Pein gestorben.

»Ich werde dich für den Rest deines Lebens im Auge behalten«, warnte sein Bruder drohend. »Wenn du einen Mucks machst, gibt das ein böses Ende. Dann mache ich dich fertig.«

Er schwieg, hob seine Hanteln auf und ging.

Ich sollte diese Bestie im Schlaf umbringen, dachte er, als er zwischen Rosen- und Tagetesbeeten zurück zum Holzhaus ging. Dieser Bruder hatte kein Recht zu leben.

Jetzt

Montagvormittag. Um 10 Uhr stand Rechtsanwalt John Danielsson im Warteraum des Gefängnisses.

Der Vollzugsbeamte betrachtete ihn mit respektvollem Lächeln. Er zögerte einen Moment – eigentlich durfte er nicht mit Besuchern reden –, aber er musste ihn einfach ansprechen. Außerdem waren sie sich bereits mehrmals begegnet.

»Sie sehen viel kleiner aus als im Fernsehen«, sagte er. »Man denkt aber, Sie müssten viel größer sein.«

»Ja, das habe ich schon öfter gehört«, antwortete John, der eins einundsiebzig groß war. »Aber auf die Größe kommt es ja schließlich nicht an, wie es so schön heißt.«

Der Beamte schnitt eine verständnisvolle Grimasse. Er selbst maß mindestens eins fünfundachtzig, ein kräftiger Bursche um die dreißig, mit blondem, kurz geschnittenem Haar und geröteten Wangen. Das Hemd spannte über seinem üppigen Bauch. Er strahlte rundum Freundlichkeit aus, aber dennoch fühlte sich John in seiner Gesellschaft unwohl. Er weckte unerfreuliche Erinnerungen an andere kräftige junge Männer mit bedeutend schlimmeren Absichten in ihm.

»Ich kann es nicht glauben, dass Sie hier sind, um ihn zu besuchen«, fuhr der Beamte fort, während er die Tasche des Anwalts entgegennahm und sie beiseite legte.

»Ich auch nicht. Aber er gibt ja keine Ruhe.«

»Ein zäher kleiner Teufel. Aber eigentlich könnte Ih-

nen das doch egal sein, nach allem, was er Ihnen angetan hat.«

»Da haben Sie Recht, aber jetzt bin ich schon mal da.«

»Das ist wirklich nett von Ihnen. Verdammt nett.«

Der Beamte nickte, schloss die Tür auf und ging vor ihm den Korridor entlang. Das Besuchszimmer war eine umgebaute Zelle älteren Datums. John ging hinein und setzte sich auf das Sofa. Er war schon oft hier gewesen, aber das lag etliche Jahre zurück. Zum letzten Mal bevor er die Strafverteidigung aufgegeben hatte. Er hatte den trostlosen Anblick von Fenstern, die man nicht öffnen kann, von verschlissenen Polstermöbeln, von Tischen, auf denen zahllose Coladosen und Zigaretten ihre Spuren hinterlassen hatten, und von dem abgestandenen Geruch nach Testosteron und Verzweiflung vergessen.

Er stützte die Ellenbogen auf den Couchtisch und verbarg das Gesicht in den Händen. Anne hatte es idiotisch gefunden, hierher zu fahren. Nicht weil sie Andreas Landström hasste, sondern weil sie Angst um John hatte. Er war ganz ihrer Meinung. Er fragte sich, was zur Hölle er hier tat, welcher masochistische Trieb ihn hierher gebracht hatte und warum Andreas ihn unbedingt treffen wollte. Weil er eine Wiederaufnahme des Verfahrens anstrebte? Selbst wenn, er hatte keinesfalls die Absicht, sich zu etwas Derartigem überreden zu lassen. Wahrlich nicht.

Auf dem Korridor hallten Schritte, und ein blonder, schmaler, zwanzigjähriger Junge in Jeans und T-Shirt betrat den Raum. Er blieb auf der Türschwelle stehen. John richtete sich auf und lehnte sich zurück.

»Hallo, Andreas«, sagte er.

»Hallo.«

Trotz seiner übertriebenen Lässigkeit wirkte der Junge angespannt. Er setzte sich in einen Sessel schräg gegenüber

von John und streckte seine langen, dünnen Beine aus. Abwartend musterte er seinen Besuch.

»Bei unserer letzten Begegnung hast du mir einen Gegenstand auf den Kopf geschlagen. Oder das vorletzte Mal. Also nicht bei der Gerichtsverhandlung.«

John verzog das Gesicht. Er hatte keine Lust darauf einzugehen. Der Vorfall lag jetzt fünf Monate zurück, und er hatte sich lange genug mit seinem Trauma, das die Entführung ihm beschert hatte, gequält.

»Also, was willst du?«, fragte er.

Der Junge zuckte mit den Schultern.

»Weiß nicht. Bisschen reden.«

»Okay, hier bin ich. Rede.«

Es wurde still.

»Oben in Gransele hast du dich mit mir unterhalten«, sagte Andreas schließlich vorwurfsvoll, als er erwartete, dass John eine zwanglose Konversation eröffne. »Da standen wir nicht auf derselben Seite, aber wir haben geredet.«

Es wurde wieder still. Andreas schaute aus dem Fenster, und John tat es ihm nach. Es war ein sonniger Morgen gewesen, aber jetzt zogen Wolken am Himmel auf. Es war Anfang Oktober. Auf dem Weg hierher war John durch Wälder gefahren, in denen schon die ersten roten und gelben Blätter leuchteten. Vorbei an graubraunen, lehmigen Äckern. Vor diesem Fenster hier waren keine Baumkronen zu sehen. Jedenfalls nicht wenn man saß. Nur der Himmel. Er seufzte.

»Weißt du eigentlich, dass ich darüber nachgedacht habe, dich zu befreien?«, fuhr der Junge fort. »Ich dachte, wir können einen der Jeeps nehmen und abhauen.«

»Aber getan hast du es nicht«, entgegnete John. »Und es sind Menschen ums Leben gekommen.«

Andreas runzelte die Stirn. Er wippte nervös mit einem Fuß hin und her.

»Ich habe sie nicht umgebracht«, erwiderte er vorwurfsvoll. »Ich habe nur dich bewacht.«

»Hör zu, wenn du den Leuten einreden willst, dass du unschuldig bist, dann tu das«, sagte John müde. »Das ist mir egal. Aber versuch das nicht bei mir. Ich war dort, ich weiß, was passiert ist. Du bist wissentlich und vorsätzlich in eine nazistische Organisation eingetreten, die Menschen umgebracht hat, und du hast sie erst verlassen, als sie gesprengt wurde. Ohne solche Typen wie dich hätte das wandelnde Gespenst Clarence Malmberg niemals Erfolg gehabt. Du bist keine zwölf mehr, du bist über zwanzig. Das hier ist das richtige Leben und kein B-Movie. Du hast deine Wahl selbst getroffen, und die Folge davon ist, dass acht Menschen tot sind und du jetzt hier sitzt.«

»Ach ja, und was soll ich deiner Meinung nach jetzt damit anfangen? Mich schuldig fühlen? Mir das Leben nehmen?«, hielt Andreas starrsinnig dagegen.

John hatte plötzlich große Lust, diesem selbstgerechten Kerl eine reinzuhauen, und er überschlug, welche Strafe ihm dafür blühen würde. Wahrscheinlich gar keine. Aber das war es trotzdem nicht wert.

»Ich habe eine Frau, die heißt Anne, und eine Tochter, die heißt Miriam«, sagte er. »Sie ist fast vierzehn. Deine Freunde haben die beiden gejagt, und du wusstest davon. Wäre Anne nicht so hart im Nehmen, dann wären die beiden jetzt nicht mehr da, genau wie ich. Und du fragst *mich*, ob du dich schuldig fühlen sollst? Nun, von mir aus musst du dich nicht umbringen, wenn es das ist, was du wissen willst. Es hat schon ausreichend Tote gegeben, einer mehr macht es nicht besser. Aber das ist nicht meine Sache, Andreas. Was du mit dem Rest deines Lebens anstellst, liegt ganz allein bei dir!«

Andreas schwieg mit zusammengepressten Lippen und wippte fortwährend mit den Füßen. Seine fahlen Wangen hatten sich hellrot gefärbt.

»Und solltest du vorhaben, erneut vor Gericht zu gehen, dann rechne nicht mit mir«, fügte John hinzu. »Ich hoffe wirklich, dass du mich nicht deshalb gebeten hast herzukommen.«

Der Junge sah enttäuscht aus, dann lief sein Gesicht plötzlich flammend rot an.

»Was zum Teufel denkst du von mir?«, schrie er. »Glaubst du wirklich, ich hätte dich angerufen, damit du mich *verteidigst*?«

»Ich habe keine Ahnung, warum ich herkommen sollte.«

»Du hast dermaßen auf mich eingeschlagen, dass ich eine Gehirnerschütterung gehabt habe!«

»Ja, und ich war wirklich wütend auf dich, weil du mich dazu gezwungen hast, aber ich würde es wieder tun. Ich hätte dich sogar erschossen, wenn es nötig gewesen wäre. Findest du, das ist ungerecht?«

Der Blick des Jungen verdüsterte sich, und Tränen traten ihm in die Augen. John bereute fast, was er gerade gesagt hatte, es war brutal. Aber er hatte nicht die Kraft, sich jetzt zu entschuldigen.

»Vielleicht bin ich nicht der richtige Gesprächspartner für dich«, meinte er. »Von mir hörst du nur die Wahrheit.«

Er sah auf die Uhr. Fünf Minuten waren mit diesem seltsamen Stakkato-Gespräch vergangen. Vermutlich sollte er noch bleiben und versuchen, die Wogen zu glätten.

»Also, fangen wir nochmal von vorne an. Was willst du?«, fragte er.

»Einfach reden! Wie ich gesagt habe.«

»Okay. Worüber willst du reden? Wie ist das Essen?«

»Geht so.«

»Wie läuft es mit den anderen Gefangenen?«

»Einigermaßen. Die Hälfte sind ja Ausländer. Und dann noch die drei alten Knacker, die wegen Mordes sitzen. Einer von ihnen versucht die ganze Zeit, die anderen dazu zu bewegen, sich zu bessern. Ich glaube, er ist fromm geworden. Aber die anderen beiden sind echt lebensgefährlich.«

»Hast du etwas zu tun?«

»Ich arbeite in der Schreinerei. Und außerdem habe ich vor zu pauken.«

»Aha. Ja, das ist gut, nehme ich an.«

»Was ist mit diesem Schnüffler, der undercover war?«, fragte Andreas. »Dieser harte Hund, der geschossen hat?«

»Kent Johansson? Keine Ahnung.«

»Ich dachte, ihr wärt die weltbesten Freunde geworden.«

John schüttelte abwesend den Kopf. Wieder entstand eine Pause.

»Wenn du weißt, wo sich die anderen aufhalten, die noch auf freiem Fuß sind, solltest du das der Polizei erzählen«, sagte er.

»Das weiß ich aber nicht.«

»Würdest du darüber reden, wenn du es wüsstest?«

Andreas zögerte. Er legte die Hände auf die Knie.

»Das würde ich wohl«, antwortete er schließlich.

John hatte genug. Er stand auf. Andreas auch.

»So, nun haben wir uns getroffen«, sagte John. »Ich fahre jetzt.«

»Kommst du wieder?«

John blickte in die hellen Augen und versuchte herauszufinden, was in diesem Kopf vor sich ging. Was zum Teufel wollte dieser Junge?

»Ich weiß nicht«, erwiderte er und ging durch die Tür.

Er ging zu dem Beamten zurück, ohne sich umzusehen, nahm seine Tasche und eilte auf den Parkplatz. Auf der Rückfahrt nach Stockholm fragte er sich, was er da eigentlich getan hatte. Es tat ihm Leid, dass er mit diesem Kommentar reagiert hatte, er hätte auch geschossen wenn nötig. Er hoffte, dass er den Knaben damit nicht ermuntert hatte, sich das Leben zu nehmen. Aber schließlich war Andreas erwachsen. Mündig. Er konnte nicht damit rechnen, beschützt zu werden – schon gar nicht von seinem Opfer.

In der Innenstadt musste er im Parkhaus in der Rege-ringsgatan kreisen, ehe er ganz oben auf dem Dach einen freien Platz fand. Er stieg aus dem Auto, blieb einen Augenblick in der kühlen Luft stehen und blickte über die angrenzenden Häuser. Der Himmel war schwer und grau, und die ersten Regentropfen machten die Luft dunstig. Unten auf der Straße liefen die Passanten zwischen Einkaufszentrum, Akademibokhandeln und Kungsträdgården hin und her, als gäbe es keine Sorgen auf der Welt. So waren sie auch im Mai, vor fünf Monaten, hier entlanggeilt, vollauf mit sich beschäftigt, während er eingesperrt war und Anne mit Miriam in Dalarna unterwegs war, ohne zu ahnen, dass sich der Tod an ihre Fersen geheftet hatte. So würde es auch sein, wenn er irgendwann den Löffel abgab.

Genau so. Das Leben ging weiter. Er verscheuchte die düsteren Gedanken und spazierte zu der kleinen Anwaltskanzlei, die er zusammen mit seiner Frau führte. Ihre jüngere Kollegin, die rundliche Gina, war da, genau wie Lotten, die Sekretärin, stets braungebrannt und gut gelaunt. Und Anne. Seine Truppe.

Die Tür zu Annes Zimmer stand offen. Sie unterhielt sich mit einem Mandanten, ihre Augen funkelten lebhaft. Im Frühjahr war sie müde und gestresst gewesen. Jetzt, nach dem langen Sommer, in dem sie sich alle zusammen

ausgiebig erholt hatten, war sie fast wieder ganz die Alte. Sie bemerkte ihn und lächelte. Bat den Mandanten um Entschuldigung, stand auf und ging zu ihm.

»Wie war es?«

Er verzog das Gesicht.

»Ich lebe noch.«

»Was hat er gesagt?«

»Eigentlich hat er gar nichts gesagt, außer dass er niemanden umgebracht hat. Wir saßen mehr oder weniger nur rum.«

»Wirst du wieder hinfahren?«

»Keine Ahnung. Am liebsten nie mehr.«

Sie umfasste seinen Nacken, zog seinen Kopf zu sich heran und küsste ihn. Ihre Lippen waren warm und weich, und er fühlte sich gleich besser. Er ging in sein eigenes Büro, setzte sich an den Schreibtisch und holte tief Luft.

Das Leben ging weiter. Bald würde er mit Anne Mittagessen gehen. Am Nachmittag erwartete er noch ein paar Mandanten, dann würde er mit Anne nach Hause fahren und zusammen mit Miriam das Abendessen zubereiten. Sie würden alle drei zusammensitzen und sich unterhalten, später waren er und Anne auf das Fest eines Anwaltskollegen eingeladen. Wahrscheinlich eine eher förmliche Feier.

Es war einfach ein ganz gewöhnlicher Montag auf dieser Welt. Sonst nichts.

Um halb vier Uhr nachmittags desselben Tages saß der Fahnder Kent Johansson in seinem Büro im Polizeipräsidium und blickte auf den neuen Anbau, der wie ein riesiger Klotz im Hof aufragte. Er war nicht schön, und er wurde auch dadurch nicht schöner, dass der Regen an ihm herunterlief.

Fünf Monate waren vergangen, seit Kent in Norrland

zwei Schuss auf einen Mann abgefeuert hatte. Der Mann war gestorben, aber es war ganz eindeutig Notwehr gewesen. Er war also ungeschoren davongekommen. Die interne Untersuchungskommission hatte ihn freigesprochen, genau wie alle erwartet hatten.

Die Ermittler standen auf seiner Seite, aber dennoch waren sie ihm mit einer gewissen Vorsicht begegnet. Wieder andere Polizisten fassten ihn mit Samthandschuhen an, als wäre er eine Bombe, die jeden Moment hochgehen konnte. Er hatte zwar schon immer gefährlich ausgesehen, und mit den Jahren war dieser Eindruck noch stärker geworden. Er hatte Erfahrungen gesammelt, die ihre Spuren in seinem Gesicht hinterlassen hatten. Aber die Tage dort oben, mit einer Horde Nazis und einem entführten Anwalt in ein Haus mitten in der Wildnis eingeschlossen, hatten seinen Augen eine besondere Wachsamkeit verliehen. Zwischen ihm und den anderen war ein seltsames Vakuum entstanden. Er merkte, wie sie mit aufmunternden Blicken und vorsichtigen Scherzen ihr Bestes gaben, um ihn in die Gruppe zurückzuholen. Er kannte den Jargon seit vielen Jahren, er fühlte sich wohl damit, und er benutzte ihn gern. Er versuchte zurückzukommen. Aber es funktionierte nicht richtig.

Man hatte ihm angeboten, mit einem Psychologen zu reden, aber er hatte darauf verzichtet. Im Juni war es an der Fahndungsfront ziemlich friedlich gewesen. Im Juli war er mit seinem guten Freund Arvid, den er seit Kindertagen kannte, zum Fischen gefahren. Arvid hatte keine Fragen gestellt, das tat er nie. Möglich, dass er aus Weisheit schwieg, denn vielleicht hätte er Antworten erhalten, die ihm nicht gefallen hätten. Aber er hatte seine Anteilnahme gezeigt, indem er, statt der üblichen Bier-und-Schnaps-Geselligkeit, das erste gemeinsame Abendessen zubereitet

und eine Flasche guten Rotwein aufgemacht hatte. Ein wenig Festlichkeit, um zu feiern, dass Kent noch unter den Lebenden weilte. Kent war richtig gerührt gewesen.

Anschließend war er für zwei Wochen allein nach Thailand gereist und die aufgeräumten Strände entlanggelaufen, wo der Tsunami vergangene Weihnachten tausende Menschenleben gefordert hatte. Auch zahlreiche schwedische Urlauber, die hier in der Sonne gelegen hatten, waren darunter gewesen. Er hatte das Gefühl, ihre Schatten im gleißenden Sonnenlicht zu sehen, und erinnerte sich an seinen hilflosen Zorn darüber, wie ungeschickt sein eigenes Land auf die Katastrophe reagiert hatte. Während freundliche Thailänder den geschockten Überlebenden mit Essen, Geld und Kleidern halfen, hatten sich seine Landsleute, der Staatsminister, der Außenminister, sein Ministerium und die Botschaften, auf Sri Lanka ebenso wie in Bangkok, als völlig unfähig erwiesen. Kent ließ den Sand durch die Finger rieseln und dachte daran, dass damals niemand unverzüglich einen Rettungsplan auf den Weg gebracht hatte und dass die Katastrophenhelfer Tag um Tag in Schweden festsäßen, während die Opfer in der asiatischen Hitze vergebens auf sie warteten. Unsere Zukunft liegt in den Händen von Papiertigern und Windbeuteln, dachte er resigniert. Die haben keine Ahnung vom Leben. Die Minister hatten in die Kameras geblinzelt und gesagt: »Aber es ist doch so weit weg«, als lebten sie immer noch in den Fünfzigern. Es war unglaublich.

Er erinnerte sich, wie der Botschafter auf Sri Lanka den Opfern gegenüber sogar unfreundlich geworden war, den erschütterten Menschen nicht einmal eine Tasse Kaffee anbot, von finanzieller Hilfe oder einer Unterkunft ganz zu schweigen, obwohl ihnen nichts als die Badekleidung geblieben war, die sie trugen, als die Welle kam. Die Tren-

nung zwischen jenen, die redeten, und jenen, die handelten, war mit einem Mal messerscharf. Die schwedische Regierung entpuppte sich als eine Horde von Schaumschlägern, während nette Menschen plötzlich Kräfte in sich entdeckten, von denen sie nichts geahnt hatten. Sie hatten sich sofort formiert. Kaufte von ihrem eigenen Geld Hilfsgüter, unterstützten Trauernde, verliehen ihre Handys, suchten eigene Angehörige und fremde Tote unter hunderten von Leichen. Versuchten, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Der nächste Schock hatte das Land fast unmittelbar danach heimgesucht, als ein Sturm kilometerweit Wälder zerstört und zehntausende Menschen von der Stromversorgung abgeschnitten hatte. Und dieses Mal war es die Energiegesellschaft, die in die Bredouille geraten war. Während die Bevölkerung Woche um Woche unter Einsatz ihres Lebens Bäume fortschaffte, die über den Straßen, Stromleitungen und Häusern lagen, während sie evakuierten und versuchten, Menschen in Not zu helfen, reiste der staatliche Energieversorger Vattenfall nach Norwegen und kaufte mit seinen MilliardenGewinnen andere Gesellschaften auf, statt seine eigenen Leitungen in der Erde zu vergraben und das Elektrizitätsnetz aufzurüsten. Es dauerte Monate, bis der Strom zurückkam. Und das mitten im Winter.

Kent spürte den stechenden Geschmack von Bitterkeit im Mund, als er daran dachte. Er wollte stolz sein auf sein Land, aber er fand, dass die Maske jetzt definitiv gefallen war und die Bananenrepublik zum Vorschein gebracht hatte, deren Existenz er schon lange vermutet hatte. Ein Land, in dem die dümmsten, handlungsunfähigsten, wirklichkeitsfernsten Menschen an der Macht saßen und sich noch dümmere, noch handlungsunfähigere Untergebene aussuchten. Was zählte, war der Schein, nicht das, was tatsächlich getan wurde. In den Konzernen wie in der Regierung gleicher-

maßen. Das Land lebte in einem Traum. Seine Organisation funktionierte nicht mehr. Es hatte Risse bekommen und war im Begriff auseinander zu brechen.

Er hatte versucht, all das zu verdrängen und seine Ferien zu genießen. Er war zum ersten Mal in Asien gewesen. Auch wenn Thailand im Juli vielleicht nicht unbedingt die beste Idee gewesen war, die man haben konnte. Es war unbarmherzig heiß gewesen, und die Sonne hatte den Sand so leuchten lassen, dass ihn das Licht ständig blendete, als wäre er verkatert. Aber gleichzeitig hatte die Wärme eine Art reinigende Wirkung gehabt. Er tat nichts, außer in alten Shorts herumzuschlendern, in die Ferne zu blinzeln, zu schwimmen, zu essen, sich massieren zu lassen und zu hoffen, dass er auf diese Weise mithalf, die angeschlagene Tourismusbranche wieder zu beleben.

Für wenige Augenblicke hatte er sich erlaubt, darüber nachzudenken, wie es gewesen wäre, Margareta Davidsson hier in Thailand an seiner Seite zu haben. Eine Kollegin aus einer anderen Abteilung, die Frau, in die er verliebt war, seit er sie vor fünfzehn Jahren, als ihr Mann noch lebte, das erste Mal gesehen hatte. Es wäre schön gewesen, sie lachen zu sehen, fröhlich am Strand. Allein der Gedanke, sie frei zu sehen, frei von ihrem Job als Ermittlerin im Morddezernat.

Sie nachts zu lieben. Er sah sie vor sich – die blonden Haare, die erwartungsvollen Augen. Die zarten Lachfalten. Ihr schlanker Körper. Die Wärme, die dort irgendwo unter der Oberfläche ruhte.

Meist schob er den Gedanken schnell beiseite. Manchmal durfte er bleiben. Er fragte sich, wie sie reagieren würde, wenn sie wüsste, was in seinem Kopf vorging. Ein paar mal hatte er im Laufe der Jahre ein plötzliches Gefühl von Verständnis und Anziehung zwischen ihnen zu spüren ge-